

Rezension zu: Wolfgang Kraus: Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne

Mey, Günter

Postprint / Postprint

Rezension / review

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Mey, Günter (Rev.): Kraus, Wolfgang: Das erzählte Selbst: die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne. Pfaffenweiler: Centaurus, 1996. In: *Journal für Psychologie* 6 (1997), 3, 85-87.. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-3771>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Mey, Günter (1998). Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne, von Wolfgang Kraus (Rezension). *Journal für Psychologie*, 6(3), 85-87.

Günter Mey

Wolfgang Kraus (1996). Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne. Pfaffenweiler: Centaurus (ISBN 3-8255-0121-3), 264 Seiten, 48.- DM

In kaum einem anderen Feld subjektwissenschaftlicher Forschung stellt sich die Frage nach der Bedeutung gesellschaftlicher Erosionsprozesse mehr als in der (psychologischen) Identitätsforschung. Umso mehr überrascht es, daß die wissenschaftlichen Konzeptionen in der Psychologie mehrheitlich - unberührt von allen vehement geführten Diskussionen um Individualisierung, Destandardisierung und Enttraditionalisierung - weiterhin von Kontinuität und Kohärenz ausgehen, während es eher literarischen, essayistischen oder populärwissenschaftlichen Abhandlungen vorbehalten scheint, eingedenk dieser Modernisierungserscheinungen von einer postmodernen Identität zu berichten.

Daß dies nicht so sein muß, versucht seit Jahren - als eine der wenigen Ausnahmen innerhalb der Psychologie - das Längsschnittprojekt „Erwerbsverläufe, soziale Netze und Identitätsentwicklung junger Erwachsener“ (Leitung: Heiner Keupp) aufzuzeigen, in dessen Rahmen auch die Veröffentlichung von Wolfgang Kraus steht, der dort von Beginn an mitgearbeitet hat.

Kraus ordnet seine Arbeit um zwei Zentralien in diesem Forschungsfeld: Erstens, „wie organisieren Subjekte ihre Kohärenzerfahrung angesichts einer Vielfalt lebensweltlicher Selbsterfahrungen einerseits und einer Abnahme gesellschaftlicher Kohärenzmodelle andererseits“, und zweitens, „wie entwirft sich jemand in eine Zukunft hinein, dem der feste Stand abhanden gekommen ist“ (S.4)?

Kraus verzichtet dabei weitgehend auf eine detaillierte Gesellschaftsanalyse - soziale, politische und kulturelle Veränderungen werden nur allgemein umrissen - was mich zwar zunächst ein wenig verwundert hat, ich aber im Laufe der Lektüre sehr zu schätzen wußte, da das Buch dadurch eine gewisse Leichtigkeit (nicht zu verwechseln mit Leichtfertigkeit) gewinnt. In der Eröffnung werden primär unter Rekurs auf Wagners

„Soziologie der Moderne“ und Gergens „The saturated self“ zentrale Bestimmungsstücke postmoderner Ansätze herausgearbeitet, wobei es Kraus nicht darum geht, Postmoderne als Epochenbegriff zu konstituieren, sondern er beabsichtigt, eine „Scheidung der theoretischen Standorte“ (S.29) vorzunehmen, entlang derer er psychologische Versuche, Identitätsentwicklung zu konzeptualisieren, beleuchten möchte. Dazu gehört eine Auseinandersetzung mit Eriksons psycho-sozialer Entwicklungstheorie, der Kraus, anders als etwa noch in den achtziger Jahren üblich, zwar keine kategorische Absage erteilt, gleichwohl aber diagnostiziert, daß die dort als unverrückbar gedachten Koordinaten Kontinuität und Kohärenz für das Verständnis einer postmodernen Identität schwerlich geeignet scheinen. Im Anschluß daran werden im zweiten Kapitel neuere Strömungen in der Identitätsforschung abgehandelt. Hier beschränkt sich Kraus auf das mittlerweile häufig rezipierte Modell der Identitätszustände nach James E. Marcia (zu dem er gemeinsam mit Beate Mitscherlich bereits früher einen kurzen, gleichwohl vielbeachteten Artikel vorgelegt hat), sowie auf die Identitätsansätze von Glynis Breakwell bzw. Carmel Camilleri, die Identitätsbildung als Strategie und Management begreifen. Trotz der unterschiedlichen Bedeutungsdimensionen, die Kraus für die von ihm vorgestellten Identitätsentwürfe herausarbeitet, eint alle Ansätze, daß sie „ganz wesentlich dem Projekt der Moderne verpflichtet“ (S.61) sind, da sie - ungeachtet aller postmodernen Einsprengsel - am Kohärenzbegriff festhalten. Aber genau ein Verzicht darauf ist Kraus zufolge eine unhintergehbare Notwendigkeit, um Subjektentwicklung unter den Bedingungen der „krisenhaften Spätmoderne“ identitätstheoretisch zu fassen, weshalb er im dritten Kapitel Ausführungen zum „dissoziierten Selbst“ anschließt, in denen sowohl ein Exkurs zur „Multiplen Persönlichkeitsstörung“ als auch ein Ausflug in „die philosophische Debatte um die Einheit der Person“ unternommen wird. Nachdem er im vierten Kapitel das für seine Fragestellung bedeutsame Forschungsfeld der Zukunftsperspektive behandelt, wendet er sich im fünften Kapitel dem „Selbst“ zu, wo er zwischen einem „strategischen Selbst“ und einem „fragilen Selbst“ scheidet. Auch hier beklagt Kraus aus postmoderner Sicht, daß das Konzept des strategischen Selbst mit der ihm eigenen kognitivistischen Orientierung - ähnlich den Identitätstheorien - der Moderne verpflichtet bleibt, da ein handlungsmächtiges Subjekt konstituiert wird: „ein sich selbst entwerfendes, grandioses Selbst, das ... letztlich aber doch `Herr´ seiner selbst bleibt ... [und damit] ... der Vorstellung an[hängt], sich rational planend in die Zukunft entwerfen zu können“ (S.142). Ebenfalls problematisiert er, daß diese Ansätze aufgrund ihrer Kausalitätsvorstellungen die für ihn zentrale Frage nach Ambiguität unberücksichtigt lassen. Nicht zuletzt deshalb wendet er sich der Diskussion um das fragile Selbst zu, da diese einen ihm angemessen erscheinenden „Bezug zur aktuellen Gesellschaftsanalyse“ (S.144) erlaubt. Trotz der eigenen Zuordnung zu einer theoretischen Position, der „das kohärente Selbst als tröstendes Trugbild“ (S.148) erscheint, setzt Kraus sich

von deren vermeintlichen Konsequenzen ab, weil diese „in dem Punkt einer großen Hoffnungslosigkeit [konvergieren]. Es ist ein gesellschaftskritischer Impuls, der lähmend wirkt, weil er keine Perspektiven, keine Handlungsmöglichkeiten aufzeigen mag und kann“ (S.157) und weil „die perspektivische Orientierung, die Verortung in der Zeit nicht mehr aufscheint. Das Subjekt ist Opfer einer Situation, aus der es sich nicht befreien kann.“ (S.158) Jener Agonie will Kraus nicht folgen. Für ihn stellt sich Identitätsbildung situativ dar/her, Kontinuität und Kohärenz müssen immer wieder neu hergestellt werden.

Die vorangegangenen Überlegungen kumulieren im sechsten Kapitel, das weniger zusammenfassenden, denn weiterführenden Charakter hat, da Kraus nur marginal einige seiner „Suchrichtungen“ aufscheinen läßt, zentriert um zwei Modelle: Das eine behandelt Identität als Projekt (Harré), das andere entwirft das Konzept der narrativen Identität - bezugnehmend auf die narrative Psychologie (u.a. Gergen & Gergen) - mit dem Kraus gleichzeitig die Frage für seine empirische Studie zuspitzt, wie Identitätsprojekte heute erzählt werden und wie in diesen Erzählungen Erfahrungen der sozialen Entwurzelung aufscheinen bzw. ob und in welcher Weise in ihnen Individualisierungsprozesse sichtbar werden. Dazu legt er im siebten Kapitel eine Analyse von Datenmaterial 40 weiblicher und männlicher 18jähriger Jugendlicher vor, die er mit einem Fragebogen erhoben hat, in dem er die Befragten einlädt, sich „drei verschiedene Zukünfte vorzustellen“ und dreimal hintereinander die Frage „Wer wirst du in fünf Jahren sein?“ zu beantworten. Die daraus resultierenden Antworten (Satzfragmente) unterzieht er einer dreiphasigen Analyse - zunächst einer Stilanalyse, daraufhin einer Inhaltsanalyse und schließlich einer Narrationsanalyse im engeren Sinne, bei der die „Textteile in ihrem Charakter als Geschichten zu analysieren und zu typisieren“ (S.194) sind. Die über diese Analysen erarbeiteten Detailbefunde führt Kraus schließlich als idealtypische Narrationstypen zusammen und diskutiert sie - rückbindend an die eingeführte Analyse Wagners - als Kommentare gesellschaftlicher Modernisierung.

Kraus zeigt mit seinem Buch in den ersten sechs Kapiteln eine große Fülle an möglichen Diskurslinien auf. Indem er diese ordnet und weiterführt, liefert er für künftige Arbeiten fruchtbare Anknüpfungspunkte. Daß Kraus nicht nur behutsam in die unterschiedlichen Forschungsfelder einführt, sondern sicher und sprachlich „leicht“ argumentiert, spricht für die Stärken des Autors und damit auch des Buches. Ich habe dieses Buch bis zu Beginn des siebten Kapitels (oder genauer: bis zu Seite 188) mit viel Freude und Gewinn gelesen und habe mich von Kraus (ver-)führen lassen, wie eine adäquate Perspektive auf Identität in der „krisenhaften Spätmoderne“ zu konzeptualisieren sei. Innegehalten

habe ich erst bei der empirischen Umsetzung, diese bleibt für mich ein wenig wie „angehängt“. Gemessen an dem Anliegen und den theoretischen Erörterungen wirken die Daten „dünn“. Das Argument von Kraus, daß sich die narrationsanalytische Methodik „erst in einer allmählichen Konsolidierungsphase“ (S.186) befindet und er sich von daher auf Material bezieht, das ihm erlaubt, die Methodik zu erproben und weiterzuentwickeln, erscheint zwar einleuchtend, ist aber eher pragmatisch als programatisch zu lesen. Auch wenn ihm gelingt, diese Satzkürzel „ansatzweise als formenreichere Narration [zu] `versteh[en]“ (S.191) und Heiner Keupp in seinem Vorwort vermerkt, daß „die herausgearbeiteten Muster von erzählten Identitätsprojekten ... ein hohes Maß heuristischer Fruchtbarkeit für die künftige Identitätsforschung erkennen“ (S.X) lassen, hätte ich vorgezogen, wenn Kraus seine Überlegungen an Interviewmaterial oder Aufsätzen konkretisiert hätte. Neben den methodischen Herausforderungen, die solche Texte bieten, könnte die Einbeziehung von aussagekräftigerem Material m.E. dazu beitragen, Subjektwerdung nicht nur gesellschaftlich-kulturell zu begreifen und den Subjekten in diesem Sinne „Geschichten“ (zurück)zugeben, sondern ihnen ihre je eigene Entwicklungsgeschichte zu belassen. Ohne eine solche Ausrichtung wirkt eine postmoderne Identitätstheorie, die „nur“ vor der Folie gesellschaftlicher Entwicklungen konstruiert und gefaßt wird, auf dem biographischen Auge blind.

Ungeachtet dieser Einwände und Kritik - die immer auch mit den eigenen Vorlieben korrespondieren - bleibt das Buch von Wolfgang Kraus ein spannender und diskussionsbereichernder Beitrag; dies insbesondere wegen seines Anliegens, vorliegende Identitätskonzeptionen „postmodern“ zu lesen und die Perspektiven einer narrativen Psychologie für die Identitätsforschung aufzuzeigen.

Günter Mey, Dipl.-Psych., wissenschaftlicher Mitarbeiter,
Abteilung Entwicklungspsychologie, Technische Universität
Berlin. Forschungsschwerpunkte: qualitative Methoden,
sozialwissenschaftliche Jugendforschung, kindliche Lebenswelten.
(e-mail: Mey@qualitative-forschung.de)